

**Hans Christoph Binswanger:  
Die Wachstumsspirale. Geld,  
Energie und Imagination in der  
Dynamik des Marktprozesses,  
Metropolis-Verlag Marburg 2006,  
418 S. (24,80 €)**

Mit diesem Buch bietet der Schweizer Wirtschaftswissenschaftler Hans Christoph Binswanger gleichermaßen ein Resümee seiner bisherigen Forschungstätigkeit. Anknüpfend an frühere Arbeiten zu Geld und Wirtschaftswachstum (vgl. UTOPIE kreativ, Heft 53 und 105), der Erweiterung der Fragestellung um produktions- und verteilungstheoretische Aspekte sowie die Einbeziehung der Umwelt- und Ressourcenökonomie, ist es ihm gelungen, eine weit gespannte Theorie der wirtschaftlichen Dynamik zu entwerfen. Sie soll all denjenigen eine »Orientierungshilfe« sein, die in Hinblick auf die Zukunft der wirtschaftlichen Entwicklung Entscheidungen treffen und sich dabei sowohl mit den Chancen als auch mit den Gefährdungen und Gefahren des Wirtschaftswachstums auseinandersetzen müssen.

Im Unterschied zu den fruchtlosen, zumeist recht vordergründig und ideologisch geführten Debatten um das Wirtschaftswachstum zeichnet sich diese Abhandlung durch ein betont wissenschaftliches Vorgehen aus. Ihr Anliegen ist es zu untersuchen, warum kapitalistische Marktwirtschaften *dynamische* Wirtschaften sind, worin die Logik des Wachstums besteht und wodurch sie begründet ist. Das Ergebnis ist folgerichtig kein einfaches Plädoyer für oder gegen Wachstum, sondern eine Erklärung, warum Wachstum für die gegenwärtige Gesellschaft unverzichtbar ist, wie es zu Stande kommt und welche Chancen sowie Risiken damit verbunden sind. Es geht dem Autor nicht um eine ökologisch oder ressourcenökonomisch begründete Kritik des wirtschaftlichen Wachstums, sondern um eine fundierte Erklärung und Begründung desselben. Ziel ist es, die »grundlegenden Erkenntnisse der verschiedenen ökonomischen Theorien in einen kohärenten Zusammenhang zu bringen, in dem die immanente Wachstumstendenz der modernen Wirtschaft zur Darstellung kommt« (S. 8). Dies unterscheidet diese Schrift von an-

deren Arbeiten, worin viel gefordert und so manches behauptet wird, letztlich aber wenig erklärt wird und noch weniger begründet.

Wesentlich für die Darstellung, die der Autor in seinem Buch für die wirtschaftliche Dynamik gibt, ist die Einbeziehung der *Zeitdimension* in das ökonomische Denken. Dies unterscheidet seinen Ansatz von der statischen Gleichgewichtsvorstellung traditioneller neoklassischer Modelle. Binswanger arbeitet heraus, wodurch sich der Markt vom Tausch unterscheidet und was die Besonderheit des Kapitalvorschusses der Unternehmungen als Geldvorschuss ausmacht. Im Unterschied zur neoklassischen Orthodoxie ist für ihn das Geld »integraler Bestandteil der modernen Wirtschaft« (S. 6), hinter das es kein Zurück gibt. Damit erteilt er nicht nur allen wachstumsabstinenten Reformansätzen eine klare Absage, sondern gleichermaßen auch allen Tauschringprojekten und Subsistenzökonomien. Er betont, dass das geldwirtschaftlich motivierte Wirtschaftswachstum so lange nicht an definitive Grenzen stößt, wie es in der Welt »noch genügend Freiräume« gibt. Hierzu zählen »alle (noch) nicht in den Geldprozess einbezogenen Tätigkeiten der Menschen und die Bereiche der Natur, die (noch) nicht als wirtschaftliche Ressourcen verwertet worden sind...« (S. 373). Essenziell für das Funktionieren kapitalistischer Wirtschaft ist die ständige Vermehrung der Geldmenge. Diese erfolgt auf dem Wege der Kreditschöpfung. Warum der Autor in diesem Kontext den Begriff »Papiergeld« (S. 114 ff.) bemüht, wo es doch um Banknoten geht, bleibt unklar, stört den historisch-logischen Gang der Argumentation aber nur wenig. Deutlich wird, dass dem Bankwesen bei der Ermöglichung immerwährenden Wachstums eine Schlüsselrolle zukommt, wobei die Multiplikatorwirkung des Kredits heute teilweise an die Finanzmärkte (Derivate) übergegangen ist, ein Punkt, der in den Ausführungen zu kurz kommt, der gegenwärtig aber gewaltig an Bedeutung gewinnt.

Standen im ersten Teil des Buches Geld und Markt im Fokus, so konzentriert sich der zweite Teil auf den Zusammenhang von Markt und Produktion. Der Autor zeigt, dass die neoklassische Produktionstheorie substanzielle Defizite aufweist, was die Erklärung marktwirtschaftlicher Zusammenhänge anbelangt.

Dies rührt vor allem aus der Eliminierung des Geldes in der realen Wirtschaftstheorie (S. 162 ff.). Um dieses Defizit zu beseitigen, plädiert er für einen Rekurs auf vorklassische Theorien, insbesondere auf den Merkantilismus. Ähnliche Ansätze gibt es auch in der Eigentumstheorie, z. B. bei Hans-Joachim Stadermann und Otto Steiger. Im 17. und 18. Jahrhundert vollzog sich so etwas wie die erste Stufe der Monetarisierung, indem das Geld in Wirtschaft und Gesellschaft eine zentrale Bedeutung erlangte. Heute haben wir es mit der zweiten Stufe dieses Prozesses zu tun, indem das Geld alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens durchdringt. Binswanger spricht von »einer konsequenten Monetarisierung der Wirtschaft«, welche dadurch charakterisiert ist, dass »alle Einkommen der Produktionsfaktoren ... a priori Geldeinkommen« sind und das Kapital vor allem als »monetäre Größe« auftritt (S. 267). Dies schließt ein, dass Geld nur dann ist, »was es ist, wenn es *mehr* sein wird, als es ist. Umgekehrt gilt: Wenn es nicht mehr sein wird als es ist, ist es nicht mehr, was es ist!« (S. 318) Die hierin zum Ausdruck kommende Verwandlung des Geldes in Kapital hat Folgen – für das Geld wie für das Realkapital. Die realen Größen, welche die neoklassische Theorie noch favorisiert, treten gänzlich hinter die monetären Größen zurück. Die Konsequenzen für die Darstellung wirtschaftlicher Zusammenhänge sind beachtlich: Erstens erfordert dies eine Theorie, worin das Geld einen dementsprechenden zentralen Platz einnimmt. Zweitens erscheint der Kredit- und Geldschöpfungsprozess als die eigentliche Grundlage der wirtschaftlichen Entwicklung und damit als der Ausgangspunkt für die Erklärung der marktwirtschaftlichen Dynamik. Dem versucht der dritte Teil des Buches als eine »Theorie der wachsenden Wirtschaft« gerecht zu werden. Die Eckpunkte, die Binswanger dafür setzt, sind folgende: Erstens wird die moderne Wirtschaft eindeutig als *Geldwirtschaft* definiert. Bezeichnendes Kriterium dafür ist, dass Unternehmungen über Geldkapital verfügen müssen, um eine Tätigkeit aufzunehmen. Zweitens erfolgt die Kreditgeldschöpfung aus dem Nichts, also ohne vorheriges Ansparen. Drittens führt der Einsatz von Kapital zur Intensivierung der Nutzung von Arbeit und natürlichen Res-

ourcen. Und viertens wird die »Leistung der Imagination« durch Forschung und Entwicklung unendlich gesteigert (S. 303). Die dabei wirksam werdende Wachstumslogik ist in ihren Konsequenzen bestechend: Der Kreislauf der Wirtschaft gerät unter markt- und geldwirtschaftlichen Bedingungen zwangsläufig zur *Spirale*. Als Alternative bleibt in diesem Modell nur die Schrumpfung, welche den Verlust des errungenen Wohlstandes bedeuten würde.

Interessant ist, dass Binswanger versucht, den Wachstumsprozess quantitativ einzugrenzen, indem er dafür eine minimale Rate definiert. Diese beträgt 1,8 Prozent, bezogen auf die Weltwirtschaft (S. 370). Gemessen am gegenwärtigen Wachstum von mehr als doppelt so viel würde dies eine enorme Verlangsamung aller Prozesse bedeuten und damit den aufgezeigten »Grenzen« Rechnung tragen. Mit der Herleitung dieser weltwirtschaftlichen Wachstumsrate, woraus sich differenzierte Szenarien für entwickelte und weniger entwickelte (nachholende) Länder und Regionen ableiten lassen, entwirft der Autor ein politikfähiges Entwicklungs- und Überlebensmodell für die Menschheit – jenseits aller Wachstumseuphorie, aber auch fern von aller fundamentalistischen Wachstumskritik. Indem er in einem Nachtrag zu seinem Buch den antiken Philosophen Aristoteles als »Vordenker der modernen Wirtschaft« apostrophiert, appelliert er an den Verstand der Leser, bei der Suche nach Auswegen auch ungewöhnliche Wege zu gehen und alle Ansätze zu prüfen, auch die der fernen Vergangenheit.

ULRICH BUSCH

**Margareta Mommsen:**  
**Wer herrscht in Rußland.**  
**Der Kreml und die Schatten der**  
**Macht, Becksche Reihe, Verlag**  
**C. H. Beck München 2003,**  
**260 S. (14,90 €)**

Im ersten Abschnitt untersucht die Autorin das politische System Rußlands seit 1991. Sie definiert das Mandat des gewendeten Altkommunisten Jelzin als den »politischen Kampf gegen den kommunistischen Goliath« (S. 21). So erscheinen auch der mißlungene Ausnah-

mezustand im August 1991 oder die Verteidigung des Parlaments gegen die sowjetischen Truppen im Oktober 1993 durch Jelzin als »kommunistische Putschversuche«. Den semi-präsidentiellen Charakter der neuen Verfassung führt sie auf den Mangel Jelzins »an demokratischem Know-how« und seinen »angestammten autoritären Habitus« zurück (S. 43). Nur durch massive Unterstützung des Auslands und der Oligarchen erreichte der Autokrat eine zweite Amtsperiode. Primakows Versuch, dem »Inzest von Politik und Big Business« (S. 81) ein Ende zu bereiten und den Weg für eine parlamentarische Republik zu öffnen, schlugen fehl.

Der zweite Abschnitt des Buches ist den »Widersprüchen und Zick-Zack-Kursen« der Außenpolitik beider Präsidenten gewidmet. Die Ankündigung 1991, »eine dreundsiebzig Jahre alte Ungerechtigkeit zu korrigieren und Rußland nach Europa zurückzubringen« (S. 140), brachte Jelzin zwar einen »glänzenden Einstand« in den Metropolen des Westens. Der Augustheld, der dem amerikanischen Präsidenten versicherte, eine Wiedererstehen des Kommunismus nicht zuzulassen, wurde zunächst auch reichlich mit Krediten belohnt. Allerdings um den Preis der weiteren Schwächung der Großmacht. Putin zeigte in der Außenpolitik erstmals Flagge. Gewiß war der 11. September 2001 ein wesentliches Moment für die russische Außenpolitik. Allerdings bestätigen russische Analytiker wie auch die politische Praxis nicht, daß erst seitdem die außenpolitischen Weichen »neu gestellt« und »die von Primakow ererbte Theorie von der ›multipolaren Welt‹ über Bord« geworfen worden sei (S. 213 f.). Die Verfasserin stimmt der Auffassung zu, daß Rußlands Präsident »ein ›kurzsichtiger‹, von Großmachtstereotypen geblenderter Politiker« sei und der Entwicklung einer dauerhaften außenpolitischen Linie entgegenstehe (S. 112). Mit seinem Amtsantritt 2000 entwarf Putin eine völlig neue Strategie für die Außenpolitik seines Landes, die er mit seiner Mannschaft bis heute durchhielt: »Als Weltmacht, die sich auf zwei Kontinenten erstreckt, sollte sich Rußland die Freiheit bewahren, seine Innen- und Außenpolitik ebenso zu bestimmen wie seinen Status und seine Vorteile eines eurasischen Staates.« Das bedeutet auch eine Herausforderung an

die unipolare Politik der USA. In der innen- und außenpolitischen Strategiewende geht es also nicht darum, auf die klassische Frage nach Rußlands Identität und Entwicklungsweg erneut eine »europäische Antwort zu liefern« (S. 8), sondern um die Sicherung Rußlands als einer eurasischen Großmacht in einer globalen Welt.

KARL-HEINZ GRÄFE

### Joseph Stiglitz: Die Chancen der Globalisierung, Siedler Verlag München 2006, 446 S. (24,95 €)

Der (deutsche) Titel täuscht. Der Autor ist keineswegs der Auffassung, dass jedermann von der Globalisierung, wie sie augenblicklich zu beobachten ist, Nutzen ziehen könne, wenn er seine Chancen nicht verschlafe. Er ist sich vielmehr bewusst: »In vielen Ländern empfinden die Menschen die Globalisierung in ihrer gegenwärtigen Gestalt als eine Art Teufelspakt. Einige wenige ihrer Landsleute werden reicher, die – nur sehr begrenzt aussagekräftigen – Statistiken des Bruttoinlandsprodukts sehen schöner aus, aber Lebensweisen und Grundwerte sind bedroht. In einigen Regionen der Erde fällt der Nutzen noch kümmerlicher aus, während die Kosten offenkundig sind.« (S. 262).

In seinem neuen Buch demonstriert Stiglitz, dass ein Globalisierungskritiker noch kein Globalisierungsgegner sein muss. Stiglitz fordert in fast jedem der 10 Kapitel des Buches, dass die Globalisierung *gestaltet* werden müsse.

Was es heißt, die Globalisierung zu gestalten, wird dem Leser erst verständlich, wenn er sich Stiglitz' Vorstellungen von der Globalisierung zu eigen gemacht hat: Es handelt sich um Vorstellungen, die der gängigen Propaganda widersprechen, um Vorstellungen, zu denen Globalisierungseuphorie ebenso wenig passt wie Schicksalsergebenheit. Stiglitz widerspricht der These, dass die Globalisierung unaufhaltsam ist wie der technische Fortschritt. Er widerspricht auch der »Trickel-down«-Theorie, die besagt, dass die Globalisierung letztlich nur Gewinner kennt, da die rasche Vertiefung der internationalen Arbeitsteilung zunächst zu mehr Profiten, dann aber auch zu mehr Investitionen, zu mehr Beschäftigung,

zu mehr Lohn und damit zu mehr Wohlstand für alle führen wird. Ökonomen und Wirtschaftshistoriker, darauf weist Stiglitz hin, haben längst den Nachweis geliefert, dass weder die technische und die ökonomische Entwicklung untrennbar verbunden waren bzw. sind.

Nach Stiglitz gibt es bei der Globalisierung, so wie sie heute läuft, immer Gewinner – die Reichen in den reichen Ländern – und Verlierer: die armen Länder sowie die Armen in den reichen Ländern. Der schlechte Geruch, in dem die Globalisierung bei der Mehrheit der Weltbevölkerung steht, weist Stiglitz nach, stützt sich auf Tatsachen.

Die zweite wichtige Feststellung des Autors ist, dass man Globalisierung gestalten kann, wobei das Ziel sein muss, die Zahl der Gewinner zu maximieren und die der Verlierer zu minimieren. Wie aber kann man die Globalisierung gesellschaftsstabilisierend und zukunftssichernd gestalten? Der ökonomischen Globalisierung, lautet Stiglitz' Antwort, muss die politische folgen.

Als Instrumente der Globalisierungspolitik bezeichnet der Autor die Nationalstaaten und internationale Wirtschaftsinstitutionen. Die einen haben sich darum zu kümmern, dass es im Lande sozial gerecht zugeht, die anderen sollen sich um einen fairen Austausch zwischen den Nationen bzw. Regionen bemühen.

Zu einem großen Problem wird unter diesem Gesichtspunkt, analysiert Stiglitz, die unzureichende demokratische Verfassung der Welt. In vielen Ländern der Dritten Welt ist die Demokratie noch nicht durchgesetzt. In den mit der Lenkung der Weltwirtschaft befassten internationalen Institutionen geht es erst recht nicht demokratisch zu. Stiglitz tritt nicht dafür ein, den Internationalen Währungsfonds (IWF), die Weltbank oder die Welthandelsorganisation (WTO) abzuschaffen. Diese Institutionen sollten aber dem Einfluss der Großmächte und der Technokraten entzogen werden. Größere Bedeutung als die traditionellen weltwirtschaftlichen Lenkungsinstitutionen sollte jedoch ein anderes bereits existierendes Gremium erhalten – der Wirtschafts- und Sozialrat der Vereinten Nationen.

Wie kann die Demokratisierung der Weltwirtschaftsinstitutionen erreicht werden? Stiglitz listet eine Reihe von Maßnahmen auf: Erstens sollten Änderungen der Stimmrechts-

verteilung beim IWF und der Weltbank vorgenommen werden, um den Entwicklungsländern mehr Gewicht zu geben. (Beim IWF sind die USA nach wie vor das einzige Land mit einem faktischen Vetorecht). In den Ländervertretungen sollten an den Verhandlungen zweitens nicht nur wie bisher das Handels- oder Finanzministerium, sondern bei ressortübergreifenden Fragen alle einschlägigen Ministerien, z. B. auch das für Umweltschutz oder Justiz (bei geistigem Eigentum) beteiligt sein. Drittens wäre es ratsam, die formalen Verfahren der Verhandlungsführung stärker mit demokratischen Prinzipien in Einklang zu bringen.

Stiglitz weiß, »dass diese Veränderungen auf große Widerstände stoßen werden« und empfiehlt deshalb weitere Reformmaßnahmen von größerer Auskunftspflicht der internationalen Behörden über eine unabhängigere Bewertung der Leistungen von IWF, WTO und Weltbank bis hin zur Durchsetzung internationaler Rechtsformen (S. 350-352). »Die Verringerung des Demokratiedefizits«, schließt Stiglitz seine Ausführungen, »wäre ein großer Schritt nach vorn. ... Ich bin fest davon überzeugt, dass politische Maßnahmen und Programme, die einer demokratischen Überprüfung unterzogen wurden, wirkungsvoller greifen und den Anliegen der Bürger eher gerecht werden.« (S. 357). Hier, fast am Ende seiner Ausführungen erliegt, so scheint es mir, der sonst so realistisch denkende Autor doch einer Illusion.

Der Band ist durchweg informativ, leicht verständlich geschrieben, enthält eine Fülle von anklagenden, aber auch manche ermutigende Beispiele aus dem Handeln der ersten Weltwirtschaftsmacht und der von ihr beeinflussten Weltwirtschaftsinstitutionen. Wenn Themen wie multinationale Konzerne, Schuldendienst, Währungsreserven, weltweiter Schutz geistigen Eigentums bzw. der »Fluch des Rohstoffreichtums« abgehandelt werden, spürt der Leser, dass er es beim Autor nicht nur mit einem glänzenden Wirtschaftstheoretiker, sondern auch einem langjährigen Berater des US-Präsidenten Clinton und dem zeitweiligen Chefvolkswirt der Weltbank zu tun hat. Es ist keine Übertreibung: Wieder ein Stiglitz, den man gelesen haben sollte, wenn man sich in unserer globalisierten Welt zurechtfinden will.